

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 18 (1938-1939)  
**Heft:** 10

**Artikel:** Das Meissnerfest, die Jugend und die deutsche Gegenwart  
**Autor:** Brock, Johannes  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-158547>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

kam, soweit meine Fassungskraft reichte, zu ergründen. Im übrigen ist für mich kein Zweifel, daß der Elsässer die französische Nation nicht so, wie diese sich selbst empfindet, sondern nur so wie sie ihm erscheint, zur Darstellung bringen kann.

## Das Meißnerfest, die Jugend und die deutsche Gegenwart.

Von Johannes Brod †.

### Vorbemerkung der Schriftleitung.

Es wird nachstehend ein zeitgenössischer Bericht über das Fest auf dem Hohen Meißner wiedergegeben, welches sich vor kurzem zum 25. Male jährte. Derselbe erschien seinerzeit in einer vermutlich nun längst verschollenen Zeitschrift „Der Wanderer“; Verfasser war ein junger Historiker, 1887 zu Göttingen geboren, 1915 als Kriegsfreiwilliger vor Dünaburg gefallen. Sein hinterlassenes Buch „Die Vorgeschichte der schleswig-holsteinischen Erhebung von 1848“ (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, zweite Auflage 1916) wurde von der Fachkritik gerühmt, angesichts seines überparteilichen Standpunktes auch ins Dänische übersetzt. — Unser Nachwort zieht die Linien zur Gegenwart aus und erweist so die Bedeutung, welche jene Vorgänge noch für uns haben können.

**N**un sitzen wir längst wiederum zerstreut in unseren Städten und Stuben, ein jeglicher in seinem Winkel des lieben Vaterlandes, wie bevor wieder ehrbar angetan mit der mehr oder weniger mißfarbenen Alltagsuniform nebst wohlgestärktem Kragen und den übrigen Abzeichen biederer Bürgertums — und fern entrückt liegt unsere Höhenfeier, licht und unwahrscheinlich über der Reihe der Werkstage wie ein Traum. Geträumt haben wir manchesmal über den Büchern von solchem Jugendfeste; jetzt aber ist's einmal Wirklichkeit geworden, volle und schöne, die es wohl wert ist, daß noch manchem von ihr erzählt werde.

Diese mitteldeutsche Berglandschaft — wer sie recht kennt, der kennt sie nicht bloß im lieblichen Blau und Grün und Gold des Sommers, auch unter schwerhängenden Herbstwolken, in den einfachen kühlen Tönen von Grau und Braun, unter denen die weichen Hügelformen sich erheben zu heroischen Gebirgen, „wo finstre Mächte ungebroschen hausen“. An einem solchen Tage stiegen wir aus dem Werratal hinauf zur Burg Hanstein, am Vorabend des Festes. Und es war ein schönes, starkes Bild, eins wie es der alte Burghof wohl lange nicht mehr gesehen hatte, all diese frische Jugend in den grauen Mauern unter dem kalten Abendhimmel, wie sie dichtgedrängt ernsthaft lauschte, während durch die Spitzbogen der Tore, den Rednern über die Schultern, die grauen Berge herein sahen! — Am Morgen aber, als rings aus den Dörfern die Scharen zum Hohen Meißner

zogen, da leuchteten vor uns feine Waldhänge rot und golden und tannengrün im Spiele der Sonnenlichter und Wolfenschatten; und dann auf dem breiten Gipfel, da lag Sonnenschein über der Welt.

Wers nicht gesehen hat, dem kann ich es nicht schildern, das festlichfrohe Bild dort droben: Auf der weiten grünen Wiese all die bunten Kleider, die flatternden Fahnen, der bläuliche Rauch der Lagerfeuer, ernste Rede und heller Heilruf, Spiel und Reigentanz und Sang, alles umrahmt vom hohen, dunklen Bergwald.

So will ich nicht weiter erzählen, wie es gewesen ist, sondern versuchen zu sagen, was mir der bleibende Sinn dieser Tage scheint — nicht als Wandervogel oder sonst ein anderer Bündler, sondern als einfacher Beobachter und als Historiker, der auf dem Meißner unverhofft ein Stückchen Geschichte seines Volkes — und fürwahr nicht das schlechteste! — erlebt zu haben meint.

Es ist keiner der üblichen Vereinstage zielbewußter, gleichgesinnter Männer gewesen, vielmehr aus den verschiedensten Lagern, in mannigfacher Sonderart und ganz fremd untereinander, hat sich dort oben die Freideutsche Jugend zusammengefunden zu gemeinsamer Feier. Sie tat es, weil sie sich im Grunde doch e i n e s Geistes fühlte. Dies leise Gefühl hat nicht getrogen, sie w a r eines Geistes! Und daß keiner den Begriff dafür zu finden vermochte, das ist wohl gar das beste dabei. Denn was diese Jugend eint, das ist das Sehnen und der Wille zu einer immer reineren, wahreren, schönheitsreicheren Zukunft, namenlos wie es der Jugend ziemt, da doch erst das reife Leben selber einem jeden für jenes hohe Streben den i h m bestimmten Inhalt weist. Unsere Gemeinschaft aber haben wir alle gefühlt, das hatten wir erhofft, und das ist das Schöne gewesen!

Denn, es mag wohl Naturen geben, die klar und starr ohne Umsehen i h r e n Weg gehen bis zu Ende, nur sich selber folgend, unbekümmert um höhrende Menge oder tödtliche Einsamkeit — manchmal Helden, geborene Bahnbrecher, öfter blinde, einseitige Eigenbrötler. Die meisten von uns aber werden in den Kämpfen, in die ihr Herz sie treibt, immer wieder Stunden des Zweifels erleben oder des Verzagens vor der trägen Übermacht, und sie prüfen immer wieder die Stimme ihres Innern, ob sie sich auch nicht überheben, ob wirklich der Kampf ein gerechter sei und gut enden könne, in dem sie so ganz allein gegenüberstehen all den andern in unbeirrter Bequemlichkeit Hinlebenden, auf ausgetretenen Straßen sicher Ausschreitenden. Nun aber haben wir es in heller Wirklichkeit gesehen, wie viele frohe und tüchtige Gesellen auf unseren Wegen in gleichem Schritte gehen, fern und nah soweit das Vaterland sich dehnt, und nun wissen wir, es k ö n n e n nicht Irrwege einer ziellos schwärmenden törichten Jugend sein! Und wenn einer ermatten will, so weiß er, viele sind da, bereit ihn zu stützen, oder, erliegt er, dennoch sein Ziel zu erreichen. Diese Erinnerung haben wir heimgebracht, das Kraftgefühl einer großen Gemeinschaft, und es möge bleiben als eine gute Wehr für die Zeiten der Vereinzelung.

Diese Gemeinschaft hat nicht die festen Formen gefunden, die in solchen Fällen wohl üblich sind — wie sich ja auch kein gemeinsames Programm hat aufrichten lassen. Doch wie dies in Wahrheit gut und angemessen ist, so auch der Mangel fester Form. Was gewonnen ward, jenes Gefühl der stützenden und doch nicht bindenden Gemeinschaft, das hat sich seine Form geschaffen in dem losen Bunde, der nur fest sich schließt um den angegriffenen Freund. Mehr wäre heute kein Vorteil. Denn schwere Fragen wird die Freideutsche Jugend noch zu entscheiden haben: je fester der Bund, desto heftiger und gefährvoller würde dem Ganzen jede der unvermeidlichen Erschütterungen sein. Die Einzelgruppe aber wie auch die lose Vereinigung aller wird sie leichter bestehen können, leichter wird so auch eine etwaige Angliederung neu erwachsender, Trennung entfremdeter Kräfte vonstatten gehen. Bilden wir sozusagen einen Staatenbund, die vielerlei Einzelgruppen frei untereinander, frei in ihrer Arbeit, festgefügt aber gegen jeden Angriff von außen — es scheint ja wirklich dies diejenige Form der Gemeinschaft, die immer wieder in vielfacher Abwandlung der deutsche Geist als die ihm natürliche sich aufbaut — eine Deutung unseres Bundes, die ihm ein gutes Vorzeichen sein möge!

Freunde zwar, doch frei untereinander, wollen wir nicht alle einen Weg gehen, sondern ein jeder den, den seine Art ihm weist. Aber ein letztes Ziel gibt es doch, zu dem unser aller Wege gleichermaßen führen sollen: eine immer schönere Zukunft zu schaffen, anders gesagt, einmal mitzuarbeiten zu unserem bescheidenen Teil an der Bewahrung und Erhöhung dessen, was wir die wahre Kultur des Menschengeschlechtes nennen; das ist doch, was wir alle wollen.

Mitzuarbeiten — in mancher kleinen und großen Gemeinschaft, in die wir uns gestellt sehen, von der nächsten Familie bis zur Menschheit. Diejenige aber, die in unseren Zeiten für das Leben der Kultur an erster, wirksamster Stelle steht, ist wohl die des Volkes. Wir alle fühlen, daß in diesem stärksten uns gegebenen Umkreise besondere Aufgaben unser harren, keine einfache Fortführung älterer, sondern neue Aufgaben einer neuen Zeit. Unsere Väter haben in rastloser Mühe an einem Werke vieler Generationen gearbeitet: unser Volk aus der bitteren Not und engen Armut von fast drei Jahrhunderten endlich wieder zu erheben neben die ersten der Nachbarn, nicht bloß an Reichtum des Geistes, auch an stolzer Macht sich und seinen Reichtum auf dieser Erde zu behaupten. Sie haben dies Werk rühmlich vollendet — welch ein Aufsteigen, blicken wir rückwärts, vom unseligen, zerstampften Schlachtfelde ganz Europas, vom verspotteten „geographischen Begriff“ zu einer der ersten Weltmächte! Keiner von uns glücklich Besizenden soll sich vermessen, das gering zu schätzen, weil es ein „äußeres“ Werk ist, und wem von uns aufgegeben wird, es zu verwalten und auszubauen, der mag es stolz und freudig tun!

Doch freilich, eben aus dem erreichten Erfolge erwachsen unsere neuen Aufgaben mit Notwendigkeit vielfach als entgegengesetzte. Jenen

beispiellosen Aufschwung in allen Dingen des äußeren Lebens, an Wissen, Macht und Ehre, an Wohlstand und mannigfacher Kunst, — nicht die schlichte, harte Arbeit von Jahrhunderten allein hat ihn ermöglicht, nein, die innerste Lebenskraft des Volkes hat noch dazu eingesetzt werden müssen! Der Erfolg ist erzwungen, wir halten ihn fest. Aber um den höchsten Preis: mehr und mehr müssen wir einsehen, wie ungeheuer der Verbrauch der edelsten Kräfte gewesen ist und noch täglich ist und wohl auch sein muß, weit größer als die erschöpfte, bedrängte Natur im Kreislauf des Jahres uns neu zu wachsen lassen kann. Seit Jahrzehnten bauen wir (sozusagen) nicht von den Zinsen unseres Vermögens, sondern vom Kapital; wir türmen unsern Turm zu Babel immer höher, doch mit dem Gestein, das seine Fundamente trägt! Wir haben Schaden genommen an unserer Seele inmitten all unseres Glanzes, auf der Höhe unserer Macht, unserer köstlich verfeinerten Geistesbildung! Inmitten all dieses Glanzes, hinter dem Wenige erst klar, viele schon ahnend die „wachsende Freudlosigkeit“ einer allgemeinen Sklaverei, das anbrechende „Zeitalter des Untergangs der Seele“ erblicken (wie Ludwig Klages es ausdrückt, in seinem Aufsatz über „Mensch und Erde“, der, überströmend von tiefem Schmerz und bitterer Anklage, zum schönsten unter dem vielen Schönen der Festschrift gehört). Wahrlich, besinnen wir uns nicht, so ist näher als mancher glauben will der Tag, wo die Kraft zum Weiterbauen versagt, wo gar das schon Geschaffene über einem entnervten Geschlechte zusammenbricht: „Germanendämmerung!“

So ist offensichtlich die Zukunftsaufgabe der heutigen Jugend: Erneuerung der inneren Kraft unseres Volkes, der körperlichen gleichwie der geistigen, und ihre Gegenwartsaufgabe kann nur sein, sich für die ihrer Zukunft zu bereiten. Und die Einsicht nun scheint mir die schönste Frucht unseres Festes, daß die gesamte Freideutsche Jugend ihre hohe Aufgabe bewußt oder unbewußt erkannt hat und aus aller Kraft zu lösen gesonnen ist! Und noch mehr, daß ein reiner und gerader Sinn — ich spreche als Historiker und so darf ich loben! — dieser Jugend den einzigen Weg zeigt, der sie zum Ziele führen kann. Und endlich, daß sie ihn tapfer und fröhlich zu beschreiten begonnen hat.

Dieser Weg heißt: Neubegründung unseres Lebens auf den Heimatboden unseres echten Volkstums, oder anders gesagt: Aufrichtigkeit, Natürlichkeit, Gesundheit; denn das ist alles eins und dasselbe.

Ist's noch nötig zu zeigen, wie doch alle vom Meißner auf diesen Wegen wandern, wie sie es auch nennen mögen? Erinnern wir uns doch der Stunden des Festes: diese lieben, alten Lieder, so schlicht und rein in ihrem Singen von Spiel und Kampf und Lieb und Leid, und stets in ihrer Unbewußtheit von so unfehlbarer Formensicherheit und Einheit; diese Reihentänze um den geschmückten Baum, so taufrisch und herzerquickend gegen die ewig gleiche Süßlichkeit des Ballsaalwalzers und so manches mehr — schien es nicht alles geradeswegs entsprossen aus dem Grunde

des deutschen Waldgebirges und der uralten, stillen Dörfer im Tal, ehrwürdig, tausendjährig, und dennoch lebenskräftig, strahlend in ewiger Jugend! War es nicht, als wandelten unter uns gütig lächelnd alle die Großen unserer liebsten Brüder im Geiste, der mächtige Stein und Arndt der ewige Jüngling und Vater Jahn, Herder und der junge Goethe, Doktor Luther und Hans Sachs und Hutten, der Spielmann Walter und der namenlose Nibelungenfänger und wie mancher noch! Und dann die klare reine Unbefangeneheit der Mädchen und der Jünglinge miteinander, vom morgendlichen Marsch bis zum letzten Liede und Lautentklang auf der abendlichen Dorfstraße; und ihre blühende Gesundheit, auf der herbstlich-rauhen Berghöhe, im nassen Grafe so daheim wie andere in der wohl-gewärmten Stube — waren darin nicht die staunenden Worte des Römers Tacitus lebendig von der Keuschheit und der Kraft unserer Voreltern, jene herrlichen Worte, die unvergänglich leuchten über der fernen Morgenfrühe unserer Geschichte!

So ist, meine ich, der Geist, der uns alle dort oben vereint hat, der Wille zur Erneuerung unseres alten Volkstums. Also wieder einmal Romantik? Ja und nein. Nicht wollen wir in blinder Altertümelei alles verehren, was je gewesen, sei es auch längst und verdientermaßen vermodert. Unser Volkstum, das ist uns nicht etwas, was je einmal volle Wirklichkeit gewesen wäre, zu der es nur zurückzukehren gilt; es ist vielmehr die Art und Natur, die uns immer schöner zu verwirklichen aufgegeben ist, mit der wir deshalb geboren werden und zeugen, solange wir noch einer Zukunft fähig sind. Diese Idee des Volkstums ist es, die wir ehren und hegen sollen, auch dann, wenn wir sie pflichtgemäß an fremdem Schaffen bilden. Freilich, wir glauben, daß manche Zeiten der Vergangenheit dieser Aufgabe besser gerecht geworden sind als die letztverflohenen, daß wir von ihnen also in Bewunderung zu lernen haben. Romantik mag auch unser Besinnen sein auf Werte, die sich nicht wägen, nicht greifen, nicht beweisen und nicht sichtbar ausmünzen lassen, Werte wie etwa die unentweihete Landschaft, die Hauswirtschaft der geschlossenen Familie, die sichere Einheit der heimatischen Überlieferung, Werte, die von Jahrhundert zu Jahrhundert still und unbemerkt eine Fülle schöner Güter uns geschenkt haben, die wir nun erst in ihrem Schwinden schmerzlich zu schätzen lernen.

Sei das Romantik oder nicht, es ist der Geist, der schon manchesmal, wenn fremde Einflüsse oder tiefe Ermattung unserem Volke die äußere und die innere Freiheit zu rauben drohten, zur Rettung erstanden ist. So ist es geschehen, als einst der Humanismus, dann als der welsche esprit die Einheit unseres Geisteslebens zerspalten wollte; so auch vor hundert Jahren, als es schien, als müßten wir eine unendlich köstliche Geistesblüte bezahlen mit der endgültigen Zerreißung des deutschen Volkskörpers und Volksgeistes. Damals ist es das Geschlecht von 1808, von 1813, von 1817 gewesen — die großen Erneuerer Preußens, die Freiheitskämpfer des Volksheeres, die Burschen von der Wartburg — das in der Vorzeit die Rein-

heit und Festigkeit und Kraft seiner eigensten Art freudig, andächtig wieder entdeckt hat; und daran wurde es wieder gesund.

Heute stehen wir vor ähnlicher Gefahr. Zwar gilt es nicht Befreiung von kleinstaatlicher Enge und fremdem Joch, wir haben das starke freie Reich. Aber wie damals droht eine allzu rasch zur Höhe strebende, überfein sich verzweigende Geisteskultur sich von ihrem nährenden Boden zu lösen zu beider Verderben. Dazu aber, was noch niemals so zu fürchten war, die Zeugungskraft dieses Bodens selber ist in schwerer Gefahr infolge der unerhört tiefgreifenden Umwälzungen des gesamten Lebens aller Volksteile, die mit dem 19. Jahrhundert über uns gekommen sind und noch heute fortdauern. Das Heilmittel aber ist dasselbe wie vor hundert Jahren, was damals entdeckt wurde, das gilt es heute noch einmal, noch tiefer und noch fester zu erfassen! Das ist unsere Verwandtschaft mit dem Geschlechte von 1813, das die innere Rechtfertigung, den ersten Frei-deutschen Jugendtag dem Gedenken des großen Jahres 1813 zu widmen.

Weil aber diese Feier aus wahrhaft verwandtem Geiste kam, darum ist sie notwendig mehr gewesen als bloßes Fest, bloßes Gedenken; vielmehr ein Gelöbniß zu unverzagter Arbeit im Garten dieser Erde, zur Arbeit in dem Geiste, den jeder klarer und stärker in sich trägt als zuvor seit jenen Augenblicken, als wir Hunderte in weitem Kreise das abendliche Festfeuer umstanden, als die ernstesten Worte des jungen Redners verklungen waren und nun lange Zeit kein fremder Laut sich mischte in das mächtige Sausen der Flamme, ins Brausen des kalten Nachtwindes hoch über uns, ins Flattern der Fahnen, deren mannigfache Farben und Wappen im roten, zuckenden Feuerchein seltsam lebendig vor dem schwarzen Himmel standen.

Ich glaube die Jugend, die solche Feste feiert, die ist der von 1813 nicht unwert! Mag sie dieser in dem oder in jenem nicht gleichkommen, sie hat doch in anderem dem Beobachter gezeigt, daß ein bewegtes Jahrhundert nicht umsonst über unser Volk hingegangen ist. Denn diese Jugend verbindet, so scheint mir, schöner vielleicht denn je hohes Streben, frohes Selbstvertrauen, frischen Wagemut mit ehrlicher Bereitschaft jedes wahre Verdienst anzuerkennen, mit Ehrfurcht und Bescheidenheit vor dem wirklichen Leben, in dem sie bald ihren Mann stellen soll, dessen Kraft und Hoheit sie aber nicht längst zu durchschauern wähnt. Sie maßt sich nicht an, wie es wohl ehemals war, mit ihrem guten Willen nebst einem philosophischen System oder etlichen Verfassungsparagraphen der Welt das goldene Zeitalter schenken zu können. Sie will nicht trunken sein, nicht vom edelsten Wein, so auch nicht von den schönsten Worten, denen Enttäuschung und Bitternis folgen muß. Sie weiß, ihre Arbeit wird mühselig sein und der Erfolg nicht nah und nicht glänzend. Und doch ist sie deshalb nicht weniger beflügelt von jugendlicher Begeisterung und Zuversicht!

Und das ist gut so. Denn blicken wir um uns, so möchte es scheinen, als gehe diese Jugend einem schweren Kampfe entgegen, einem viel schwereren noch als jene vor hundert Jahren, einem, der klares, helles Auge

fordern wird und „dreifaches Erz um die Brust“. Denn gewaltig sind die feindlichen Kräfte, nicht so sehr menschlicher Gegner wie vielmehr weltweiter Entwicklungen, die, riesenhaft einherschreitend, ganze Völker bezwingend wie die Weltgeschichte selber, alles menschlichen Widerstandes zu spotten scheinen in ihrem gleichmütig-starren Dasein. Wer weiß denn, ob es nicht gar an dem ist, daß wir und die verwandten Völker, die wir heute glanzvoll den Erdball beherrschen, vor dem unentrinnbaren Herbst stehen, dem es in Ergebung sich zu beugen gilt? Wo sind sie, die vor uns waren, die königlichen Hellenen, die Römer, die eisernen Herren der Welt? Bange Fragen, die auch den Tapferen, wofern er nur Augen hat zu sehen, einen Augenblick erschrecken mögen. Doch, wer kennt den Ausgang! Und wer braucht ihn zu kennen! Wo wären wir heute, hätten einst die Fichte und Stein, Scharnhorst und Gneisenau ihr Preußen verloren gegeben wie aller Verstand ihnen gebot! Glauben sollen wir an uns und unsern Sieg, und glauben wollen wir, und damit Heil und vorwärts, Freideutsche Jugend!

\*            \*            \*

#### N a c h w o r t.

Wer nichts von der deutschen Jugendbewegung weiß, wird viel von den gegenwärtigen Dingen in Deutschland nicht begreifen. Um die Jahrhundertwende als Protest gegen die schrankenlose Veräußerlichung, Mechanisierung und Konventionalisierung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden, fand sie ihren Höhepunkt in dem Fest auf dem Hohen Meißner (in Hessen). Alle Richtungen und Gruppen der Bewegung fanden sich da einen Augenblick vor dem Ende zusammen; denn was nach dem Kriege die Jugendbewegung fortsetzte, war ein Anderes. Ernst Jünger hat ausgezeichnet dargelegt, wie die freiwilligen Studentenregimenter, welche 1914 die englische Linie bei Langemarck unter dem Gesang des Deutschlandliedes zu stürmen suchten und dabei zusammenbrachen, die letzte Welle eines bürgerlich-individualistisch-romantischen Zeitalters waren. Der eigentliche Soldat der zweiten Hälfte des Weltkrieges hat jene eiskalte Härte, jene ideenverachtende Pflichtgesinnung, jene kollektive Fraglosigkeit zur Reife gebracht, die Jünger in seinem „Arbeiter“ als Wirklichkeit und Ideal der neuen Zeit deuten will. Die Kriegsfreiwilligen waren die Abkömmlinge der deutschen Jugendbewegung; der spätere Weltkriegssoldat stand als Leitgestalt über dem Nachkriegsgeschehen, in welchem die Jugend vorwiegend ein Stoßtrupp von politischen Machtgruppen war. Die heute in Deutschland herrschende Richtung hat von der Jugendbewegung die Rückwendung auf Boden, Volk und Geschichte, nicht aber den individualistisch-humanen Zug übernommen.

Das Eindringen dieses Umbruchs in die allgemeine Geistigkeit erfolgte in den ersten Nachkriegsjahren. Nachdem z. B. die Baukunst auf



ihrem Wege in die Schlichtheit und Wahrhaftigkeit der Vergangenheit zurück bei ganz frühen, fargen, gespannten Dingen angelangt war, riß die Spannung, die Entwicklung schlug auf einmal um, die nackte Stofflichkeit trat heraus. Man ließ alle einzelnen Sinn- und Hülfquellen der Vergangenheit fahren, die eben keine letzten Wurzeln mehr für den heutigen Menschen hatten, und wandte sich vorwärts der Wahrheit der eigenen Zeit zu, die nach der allgemeinen geistig-moralischen Zerstörung nun offen das Nichts war. Die Baukunst nahm damit jenen „Werkstättencharakter“ an, von dem Jünger spricht. Wer heute so tut, als hätten vor Hitler die bürgerlichen Werte noch aufrecht gestanden, macht sich keinen rechten Begriff davon, was in den Hauptzügen der Entwicklung seit 1900 vorgegangen ist. Die Schweiz leidet hier wie anderwärts an einer gewissen Stilverspätung — wenn man das Leiden nennen kann. Denn was anderwärts erreicht worden ist, ist wohl vorgeschrittener, aber der Fortschritt ist zunächst weit hin nur ein Abbau. In der Schweiz überleben noch viele gute gewachsene Dinge, die hier häufig den Irrtum aufkommen lassen, man könnte z. B. die neuere europäische Entwicklung allein vom Freiheitsbegriffe aus kritisieren. Wir wissen heute einmal wieder ziemlich gut, daß die Idee eines Staates, in dem allein Elite und Führung herrscht, in welchem Freiheit die gegensatz- und wahllose Möglichkeit sein soll, das Gesamtgesetz des Volkes zu erfüllen — daß ein solcher Staat nicht annähernd seiner Idee gemäß zu verwirklichen ist. Sondern daß dabei nicht nur die Entwerfer, sondern vor allem auch die Verwirklicher des Elitebegriffs, die sich diesen zueignen, weithin ins allzu Menschliche und Unmenschliche absinken. Bestenfalls wird der Begriff bei den Massivsten, Willensstärksten, Hemmungselosesten landen. Das ändert jedoch nichts daran, daß die reine Freiheitsidee nur da genügen kann, wo ein Maß von unbewußtem unproblematischem Lebensinhalt dazukommt, der sie ausfüllt. Dies Schema ist anwendbar, wo noch eine beträchtliche klein- und großbürgerliche Zwischenschicht vorhanden ist, die gut verdient und dabei ein temperiertes, aber im ganzen instinktreiches Geistesleben betreibt. Auf das Proletariat und auf die eigentlichen Intellektuellen trifft diese Lebenssituation nicht zu. Die leiblich und geistig Hungrigen können an Freiheit allein nicht satt werden.

Solche jungen Intellektuellen im weiteren Sinn waren es, welche um 1900 die Zersetzung aller Kulturinhalte, die Zerrüttung jeden geistigen Haltes und Inhaltes überhaupt, das von allen Seiten hereinbrandende Nichts zu fühlen begannen. Nach mancherlei furchtbaren Leiden rückten sie enger zusammen und wollten nach dem Muster der Vergangenheit eine wahre und organische Gemeinschaft gründen. Diese sollte, in Boden und Geschichte verwurzelt, im Kampf um den geistigen Lebensinhalt, der rein vom losgelösten Ich nicht zu finden wäre, tätig und erzeugend werden. Wie viel gutwillige, ernsthafte und gläubige Kräfte dabei am Werke waren, lehrt uns z. B. der vorstehende Bericht, dessen Vertrauen in Menschentum, Volkstum und Möglichkeit der Wiedereinbettung in die Bindungen der

Vergangenheit uns heute staunen macht. Erwähnen wir noch nebenher die etwas blasse Begleitmusik der gleichzeitigen liberalen Theologie zu diesen Dingen, sowie Komplexe wie „Kunstwart“, Dürerkalender, Heimatkunst, Wiedererweckung der vorbach'schen Hausmusik, der deutschen romantischen Malerei, der deutschen Mystik.

Dennoch war es nicht deren großer Begriff des Nichts, in welchem das Alles verborgen sein sollte, an den der Nachkriegs-Nihilismus anknüpfte. Er schüttelte mit einem verächtlichen Ruck all das idyllische lebensbefreundete Treiben ab, und was übrig blieb, war nur die Wirklichkeit in ihrer steinernen Härte, die Existenz und was sich in ihr so oder so behaupten konnte. Die quaestio juris wurde mit dem reinen Nihilismus beantwortet. Auch hier lieferte die Theologie alsbald Rechtfertigungen. Daß Barth's Theologie Nihilismus ist, wird in dem Augenblick ganz offenbar sein, wo nach ihrer mutwilligen Zerstörung alles Menschlichen mit seinen Hinweisen auf das Göttliche auch dieses selbst zerfließen wird: nämlich dann, wenn das schroffe Verbot, über seine Offenbarung und Wesensbestimmung, die Schrift, irgendwie nachzudenken, nicht mehr innegehalten wird. Bei andern Existenzdenkern ist der Nihilismus ganz offenbar, z. B. bei Heidegger. All diese Strömungen führen dahin zusammen, daß den Ideen jede Herrschaft, jede Tätigkeit des Zergliederns und Richtens, jeder prüfende Zutritt zu der Werkstätte der Zeit untersagt wird. Es herrscht der schroffste Positivismus der Tatsache, der existentiellen Anforderung, der Gestalt, der Arbeit, des Kampfes, der Bewegung, der Intensität. All das sind Selbstwerte, welche die Führung übernehmen; und mit der Führung zu sprechen ist verboten, noch mehr aber an sie eine Frage zu richten, ihr eine Fragwürdigkeit, ein Gewissen unterzuschieben, ein schlechtes Gewissen zu machen. Das alles ist bürgerlich. Der Intellektuelle und der Proletarier, die geistig und leiblich Entsicherten, können es sich nicht mehr leisten, zu fragen; nur der Bürger, der anderweitig gesättigt und gesichert ist. Der Haß gegen die Sicherung des Bürgers, darin trafen sich die Jugendbewegung, die erneut in den letzten Gegenätzen lebende Religion, das Geschlecht des Weltkriegs und der politisch-wirtschaftlichen Zusammenbrüche, das jahrelang ins Nichts hineingehalten hatte leben müssen.

Eine gute Erziehung zum Nihilismus war dann noch die Politik der Siegermächte des Weltkriegs. Man tut heute gern, als habe vor 1933 Recht, Treue und Verständigung in der Politik geherrscht. In Wahrheit war damals gleichfalls rechtsverachtende Gewalt obenauf, nur war es eine gefrorene, statische, kampflöse Gewalt, und noch dazu oft mit schlechtem Gewissen. Der Betrug der dreizehn Punkte, des Selbstbestimmungsrechts, des Völkerbunds, der Minderheitenschutzverträge, des Abrüstungsversprechens, das Wort von den „vingt millions de trop“ — das war eine treffliche Vorschule des moralischen Nihilismus für ein Volk, dessen Bewußtsein sich schon immer stark auf das positive, gegensatzlose, substantielle und weniger auf das formale, abstrakte, fordernde Element der Moral gerichtet

hatte. Dies Volk mußte darnach weithin glauben, Macht sei das einzige, Macht, immer noch mehr Macht, Selbstvertrauen, mit sich eins Sein, Fraglosigkeit, glauben was man will und was der Macht frommt. Die großen Propagandasiege der Entente im Weltkrieg hatten die alten jesuitischen und nihilistischen Lehren wieder aktuell gemacht, daß Einsichten nichts, Einhämmern alles ist, daß, um zu handeln, man glauben muß, und um zu glauben, glauben wollen muß. Diese Lehre sollte dann zu unvorhergesehener Vollendung geführt werden. Die marxistische Idee von der Ideologie, besagend, alles Gedankliche sei nur der Ausdruck von wirtschaftlichen und lebensmäßigen Strebungen, befestigte ihrerseits die Überzeugung, daß alles Geistige nur zweiter Hand ist, daß es abgeschüttelt oder neu gemacht werden kann, wie es dem Zwecke dient. Und die Einsicht in die Unentbehrlichkeit des Mythos für die Massen traf zusammen mit der Überzeugung, daß kein Mythos mehr wachsen, aber jeder von geschickten Technikern werden gemacht werden können. In einem so entgötterten Geschlecht bleibe nur noch die Herrschaft übrig.

Wenn wir aber nun die verbotene Frage trotzdem stellen: Welches ist jener Zweck, wozu die ganze Zurüstung von Umbruch und Neuorganisation, die ganze Kollektivierung, Zurückdrängung des menschlichen Ichs und seines Gefühls, wozu alle Selbstverleugnung und Todesverachtung? so kann diese Frage natürlich mit dem Willen abgelehnt werden, und man kann darauf verharren, daß dieselbe einem Mißverständnis der neuen Position entspringe. Jünger sagt etwa in diesem Sinne: „Die Veränderung sowohl des Menschen wie seiner Gemeinschaften ist nur ein Ausdruck der übergeordneten Tatsache, daß eine Welt, in der die allgemeinen Begriffe herrschen, abgelöst wird durch eine Welt der Gestalt . . . Man beginnt zu ahnen, daß in diesem Raum bereits die Einwendung des abstrakten Geistes den Rang einer landesverräterischen Tätigkeit besitzt.“ Und er nennt die neue Welt eine solche „von der geschlossenen Dichte eines Zauberringes“. Aber die Frage nach der geistigen Rechtfertigung, die Anwendung des abstrakten Geistes ist in dem geringsten Denktakt so mit eingeschlossen, daß keine Tatsachen-, Existenz- und Gestalt-Gesinnung das Bewußtsein davon ganz zurückdrängen kann. Jünger selbst läuft in diesem Sinne eine überaus erleuchtende Feststellung unter: „Überall erscheint in diesem Systeme (der individualistischen Rangordnung) das Leben als Zweck und Absicht, nirgends als der ruhende Ausdruck seiner selbst“.

Es wird sehr schwer halten, diese zwei Blickseiten des Lebens endgültig auseinanderzuhalten. Wir können von der einen Seite gewiß sagen, es wird bei der ganzen Bewegung seit 1900 Leben gesucht, Intensität, Funktionslust, Zusammenherdung, um das Nichts gemeinsam auszuschalten und das Leben zu fühlen. Von der andern Seite können wir sagen, es werde nicht das Leben gesucht, sondern daß dieses sich in einer großen Form darstelle, daß es sich in einer selbstgenugsamen, es ganz ausdrückenden Objektivierung erschöpfe. Wir können sagen, daß das eine Mal das Ich sich direkt

sucht, das andere Mal sich in einer Vergegenständlichung zu vergessen trachtet. Aber in beiden Fällen ist es doch das Leben, welches über seine beiden Formen übergreift: nämlich das Leben als „Zweck und Absicht“ und das Leben als „ruhenden Ausdruck seiner selbst“. Wenn wir die beiden Seiten des Vorgangs durchdenken und ausdrücken, wie wir wollen, so gelangen wir immer auf ein Doppeltes, das doch Eins ist. Dies ist gewiß keine Lösung, sondern zunächst nur eine Formel. Aber wenn wir die letzte Einheit nicht mehr suchen, wenn wir nicht mehr wissen, daß die Menschheit immer zwischen diesen Polen sich bewegt und daß dabei eine gewisse Stetigkeit, eine gewisse Überschau bewahrt werden müssen — dann reißen sich die beiden Seiten voneinander los. Wir haben dann auf der einen Seite die Entmenschung der reinen Brutalität, auf der andern Seite eine sentimentale Spießbürgerromantik (welche ihre Wellen ja jetzt bereits mit Blümchen und angeklebten Stilelementen wieder in die Ausdruckswelt des Kunstgewerbes hineinwirft). Daß diese beiden kümmerformen sogar eine allerdings unfruchtbare Ehe schließen können, dafür gibt die Zeit ja hier und dort Beispiele.

In Augenblick scheint alle Leidenschaft der Edleren da, wo das Zentrum des Wirbelsturms ist, noch dem großen Anliegen des Nihilismus zu gehören, dessen sublimen Formen noch keineswegs zu Ende gedacht sind und Dialektiken uns vorbehalten, denen wenige geistig gewachsen sein werden. Der Nihilismus ist im letzten Grunde eine echte religiöse Idee, und alles hängt davon ab, daß es Menschen gibt, die dem Nichts ins Antlitz blicken können, ohne zu kleinen lügnerischen Sinnbehelfen abzugleiten, welche nicht mehr in der Zeit verwurzelt sind, und ohne die Maßstäbe zu ermäßigen — solange ins Antlitz zu blicken, bis es das Alles hergibt. Aber gerade, weil der Nihilismus eine echte religiöse Idee ist, darum muß er das falsche Titanentum ausschließen, welches von dem echten Mut zum Nichts durch eine sehr feine Linie geschieden ist. Er muß in allen vorletzten Beziehungen das Vorletzte pflegen, gelten lassen und ihm Demut erweisen. Wie auch unsere Deutungen laufen, die großen Dinge, welche jene Jugendbewegung im Auge hatte und die seither z. T. abgestoßen worden sind: Menschentum, Güte, Reinheit und Glauben an das Ideal — sie können nie einfach auf die Seite des Neins fallen. Das Reich der Seele ist unvergänglich — besonders dann, wenn es sich nicht nur in engen warmen Räumen, sondern auch in den eisigen Durchblicken neuer Weltzeiten zu behaupten weiß.

Erich Brod.